

**UNSER COMMERCIIUM**  
**Goethes und Schillers Literaturpolitik**

HERAUSGEGEBEN  
VON  
WILFRIED BARNER  
EBERHARD LÄMMERT  
NORBERT OELLERS

(Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft Band 42)

**Sonderdruck**

**J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG**  
**NACHFOLGER GMBH STUTT GART**

SCHILLER UND DAS MÄZENAT

*Zu den Entstehungsbedingungen der »Briefe über die  
ästhetische Erziehung des Menschen«*

In der Ankündigung der *Rheinischen Thalia* bestimmt Schiller sein Verhältnis zum Publikum aus den Erfahrungen seiner Jugendschichte:

»Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. . . . Alle meine Verbindungen (sind) aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehö ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehr ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Anspruch der Welt – an keinen andern Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele.« (22. 95 ff.)<sup>1</sup>

Bei dem Zeitschriftenprojekt handelt es sich um den ersten in einer Reihe mehr oder weniger mißglückter Versuche, die materielle Exi-

---

<sup>1</sup> Ich zitiere nach der Schiller-Nationalausgabe unter Angabe von Band und Seitenzahl. Außerdem verwende ich folgende Abkürzungen:

J = Schillers Briefe. Hrsg. von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 7 Bände. Stuttgart 1892–96.

B = Jens Baggesen: Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Bd. 1. Leipzig 1851.

S = Hans Schulz (Hrsg.): Aus dem Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein. Briefanhang zur Biographie 1910. Stuttgart 1913.

M = Max Müller: Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. In: Deutsche Rundschau 3. 1875. S. 58–57.

H = Wolfhart Henckmann (Hrsg.): Friedrich Schiller. Über die ästhetische Erziehung des Menschen. Briefe an den Augustenburger, Ankündigung der »Horen« und letzte, verbesserte Fassung. München 1967.

stanz zu sichern. Der beinhaltet einen Kompromiß, denn der Beitrag der Kunst und des Künstlers zur Veredelung der Menschheit, auf den Schiller in allen seinen ästhetischen Schriften mit Nachdruck hinwies, den er zum Maßstab seiner Rezensionen machte und den er in seinem Gedicht *Die Künstler* begründete, unterstellte der Beziehung zum Publikum eine Würde, die sie über die ökonomischen Zwänge des Marktprinzips ebenso erhöhte wie über die Alternative einer Abhängigkeit vom fürstlichen Mäzenat. Die Wirklichkeit sah freilich, wie Schiller von Anfang an wußte, anders aus. Das zahlende Publikum war in seiner überwiegenden Verweigerung anspruchsvoller Lektüre ein ebensolcher Tyrann wie der seine Ansprüche behauptende fürstliche Gönner: Freiheit des Geistes war nur um den Preis materiellen Elends zu behaupten. Die Vorredenrhetorik beschreibt deshalb den »Souverain« Publikum tatsächlich nur als »intendierten Leser«, wobei Schiller sehr wohl weiß, daß er die emphatisch verweigerte »Spekulation eines Kaufmanns« durchaus nicht vermeiden kann. In einem Brief an Ferdinand Ludwig Huber vom 7. Dezember 1784 entschuldigt er sich geradezu für das Projekt der *Rheinischen Thalia*, wenn er sich auch entschlossen zeigt, selbst hier seine künstlerischen Ansprüche zu behaupten:

»Überdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfaßung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer Andern Sphäre würde beschäftigt haben.« (25.170)

Im gleichen Brief spricht er davon, daß sein »widriges Verhängniß« ihm schon zu einer »Verwünschung (s)eines Dichterberufes« versucht habe. Er hätte wohl die anfangs ernsthaft erwogene Absicherung der schriftstellerischen Tätigkeit durch einen Brotberuf begrüßt<sup>2</sup>, fand sich aber schließlich zu Konzessionen an die Gesetze des literarischen Marktes eher bereit als zu einer Preisgabe seiner Ansprüche als Dichter durch Abhängigkeit im höfischen Dienst. Hofratstitel und

<sup>2</sup> Vgl. den Brief an Dalberg vom Juni 1784 (25.148 f.), in dem er um Urlaub zur Fortsetzung des Medizinstudiums bittet, weil er es für bedenklich hält, die Dichtkunst zur »Brodwissenschaft« zu machen. Ähnlich an Schwan am 24. 4. 1785 (J 1, 242 f.).

Professur waren ihm vor allem wichtig, um den Absatz seiner Journale und Memoirensammlungen zu befördern und neue Einkommensquellen zu erschließen, erwiesen sich aber bekanntlich ebenfalls als ungeeignet, die drückende Last der Schulden und die demütigenden Bitten um immer neue Vorschüsse bei den Verlegern aufzuheben. Auch die Heirat war nur möglich, weil sich die Schwiegermutter zu einer regelmäßigen Unterstützung des bescheidenen Haushalts bereitfand. Die überaus prekären und von Schiller wiederholt genauestens durchkalkulierten Lebensbedingungen<sup>3</sup> waren aber keiner Belastung gewachsen, und so erwies sich die schwere Erkrankung im Jahre 1791 in jeder Hinsicht als katastrophal. In dieser Situation wurde das Mäzenat zur rettenden Hilfe: die dänische Pension des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und des Grafen Schimmelmänn sicherten die Existenz und die Arbeitsmöglichkeiten des Dichters, nachdem literarischer Markt und Publikum gleichsam versagt hatten. Es scheint indes bedeutsam, daß sich im Zusammenhang dieser Pension Mäzenat und Publikum verschränken. Im Folgenden geht es mir um den Zusammenhang dieser beiden Instanzen im Kontext einer entscheidenden strukturellen Veränderung des Literaturbetriebs.

Der Herzog Friedrich Christian und der Graf Schimmelmänn waren höchst bemerkenswerte Vertreter der aufgeklärten Aristokratie. Hochgebildet, mit den Tendenzen der aufklärerischen Literatur und Staatsphilosophie genauestens vertraut, waren beide bis zum Tod Mirabeaus leidenschaftliche Anhänger der Französischen Revolution und aktive Vorkämpfer für die Durchsetzung der Menschenrechte. Bei der Reform des Erziehungswesens (Friedrich Christian) und beim dänischen Verbot des Sklavenhandels (Schimmelmänn) handelten sie nach ihren Überzeugungen. Friedrich Christians Schützling, der dänische Dichter Jens Baggesen, hatte beide als Vorurteile gegen das Kraftgenie in Bewunderung und Enthusiasmus verwandelt.<sup>4</sup> Schimmelmänn hatte an der bekannten Schillerfeier in Hellebeck teilgenommen, die aufgrund der falschen Nachricht von Schillers Tod zu einer Trauerfeier gestaltet worden war und bei der Baggesen die

<sup>3</sup> Vgl. etwa 25.340 f., 25.355, 25.370 f., 25.373, 25.406.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu Baggesens Brief an Reinhold vom 19. 12. 1791 (B 126 ff.).

Trauerrede hielt.<sup>5</sup> Die späteren Mäzene sind also zunächst Leser, Teil des Publikums, wenngleich beeinflusst durch den Enthusiasmus Baggesens, der den Dichter durch Vermittlung seines Freundes Karl Leonhard Reinhold 1790 in Jena persönlich kennengelernt hatte.

Schiller trifft am 10. Juli 1791 zur Rekonvaleszenz in Karlsbad ein, am folgenden Tag verläßt Friedrich Christian das Bad: die von Baggesen erhoffte Begegnung unterbleibt.<sup>6</sup> Auf der Rückreise von Karlsbad besucht der Herzog Jena und Weimar. Von Reinhold erfährt er Näheres von Schillers Lebensumständen und schreibt darüber an Schimmelmänn:

»J'ai fait une excursion à Jena et Weimar. [...] Schiller n'y était pas. Sa santé est délabrée et sa frêle machine menace ruine. C'est l'exces de travail qui l'a affaibli, et ce travail excessif lui est nécessaire pour fournir aux frais de l'existence de sa famille. Sans lui il mouriroit de faim dans le propre sens du mot, et cela arrive dans le siècle des lumières.« (S 100)

Das ist ganz im Sinne des neuen Literaturverständnisses gedacht: ein vernünftiges Maß an Arbeit sollte dem Autor seinen Lebensunterhalt sichern. Ist das unmöglich, so desavouiert sich das Zeitalter der Aufklärung, dessen Ansprüche der Schriftsteller ja erfüllt. Der Fürst sinnt auf Abhilfe, wobei das Naheliegende jetzt schon eine Berufung Schillers nach Kopenhagen ist, also die Versorgung durch ein einträglicheres Amt. Er beugt sich aber den Bedenken der Gräfin Schimmelmänn, daß weder die Besoldung noch die Wirkungsmöglichkeiten einen solchen Wechsel für den immer noch todkranken Dichter rechtfertigen könnten. Erst ein Brief Reinholds an Baggesen, den dieser wie üblich seinem Gönner mitteilt, weckt dessen mäzenatische Aktivität.<sup>7</sup> Reinhold hatte am 17. Oktober 1791 geschrieben:

»Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Ein-

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Baggesens Brief an Reinhold vom Juni 1791 (B 50 ff.), den Reinhold Schiller nach seiner Genesung mitteilte und zu dem er anmerkte: »Ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat. ... Ich soll Ihnen sagen, daß ihm seine Exequien auf Hellebeck ein unaussprechliches Vergnügen gewährt haben.« (B 93 f.)

<sup>6</sup> Hierzu und zum Folgenden vgl. Hans Schulz: Friedrich Christian Herzog zu Schleswig-Holstein. Stuttgart 1910. S. 151 ff.

<sup>7</sup> Vgl. B 128.

kommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, und kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen.« (B 100)<sup>8</sup>

Der Herzog, selbst von schwächlicher Gesundheit, erkennt jetzt die Möglichkeit, dem verehrten Dichter zu helfen und gewinnt Schimmelmänn für seinen Plan. Baggesen wirkt auch hier als Vermittler. Er zerstreut die Bedenken des Grafen, sich einem Vorhaben anzuschließen, bei dem er sich über seinen Stand zu erhöhen befürchtet. Diese Reaktion macht deutlich, daß es sich um eine im Zeitalter der beginnenden Berufsschriftstellerei nicht mehr unproblematische Praxis handelt. Den Schenkungsbrief hat Friedrich Christian formuliert, Schimmelmänn hat ihn ohne jede Änderung unterzeichnet.<sup>9</sup>

Schiller hat unmittelbar nach Empfang des Schenkungsbriefes in einem Brief an Körner vom 13. 12. 1791 die »Delicatesse und Feinheit« dieses Anerbietens gerühmt (J 3, 174), und es war wohl für den gegen alle höfische Etikette und jeden höfischen Zwang überaus empfindlichen Dichter von großer Wichtigkeit, daß die mäzenatische Geste ohne jeden gönnerischen Anspruch erfolgte:<sup>10</sup> ausdrücklich

<sup>8</sup> In einem Brief an Hufeland vom 21. 2. 1789 hatte Schiller über Reinhold geschrieben: »Man sagte mir, daß er sich durch seine verwünschten Anspannungen Zufälle zugezogen habe, die für seine Gesundheit bedenklich sind. Wahrlich das muß er bleiben lassen – denn wenn wir uns in die Charité studieren wer dankt es uns?« (25.205)

<sup>9</sup> Vgl. hierzu Schimmelmänn's Brief an Friedrich Christian vom 29. 11. 1791 (S 103).

<sup>10</sup> Es ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich, daß Schiller bei der Lektüre des Manuskripts von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* an dem Geldgeschenk Anstoß nimmt, das Wilhelm am Ende der Grafenschloß-Episode von der Gräfin erhält. Er sucht nach einer Begründung, die »ihre und seine Delikatesse retten könnte«: Wilhelm könnte das Geschenk als »Remboursement für gehabte Unkosten« erhalten (Brief an Goethe vom 22. 2. 1795, 27.149). Goethe befolgt den Rat und läßt den Baron argumentieren: »Sehen Sie diese Gabe als einen Ersatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieses einen guten Namen und die Neigung der Menschen verschafft, so ist es billig, daß wir durch Fleiß und Anstrengung zugleich die Mittel erwerben, unsre Bedürfnisse zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz von Geist sind.« (Goethes Werke. Hamburger Ausgabe. Bd. 7. Hamburg 1959. S. 204.)

hatte Schimmelmann sogar darum gebeten, daß sein Name nicht genannt würde.<sup>11</sup> Die Delikatesse der Schenkung liegt nicht allein darin, daß sie mit keinerlei Ansprüchen verbunden ist: man bietet Schiller zwar den Aufenthalt in Kopenhagen an und erklärt sich bereit, für eine Anstellung in Dänemark zu sorgen, überläßt dem Dichter aber die völlige Freiheit seiner Entscheidungen – anders als bei der früheren dänischen Staatspension für Klopstock, an die die Zeitgenossen sich sogleich erinnert fühlten –, wichtiger ist aber die ausdrückliche Negation jeder aristokratischen Attitüde: die Schenkenden berufen sich auf ihren »Weltbürgersinn«, der in den Werken des Schriftstellers die Bestätigung ihrer »Denkart« findet und sie veranlaßt, ihn als ihresgleichen in einen Freundschaftsbund edler Geister aufzunehmen, noch bevor sich die Möglichkeit abzeichnet, solche Freundschaft praktisch zu bewähren. In diesem Sinne verstehen sie sich genau als jenes Publikum, das Schiller sich wünschte: einig mit dem Dichter in der Sache, die das Werk objektiv macht. Daraus folgt bei den Schenkenden ein Topos der Bescheidenheit: sie fordern Nachsicht für den »Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit« und bekennen sich zu »einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt«. Das Verhältnis von Geben und Nehmen wird umgekehrt durch den ausdrücklichen Wunsch, »der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten«. Und im Zeichen dieser Gesinnung verliert auch das Mäzenat jeden Schein von Herablassung:

»Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen dieß zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth fröhnen.« (M 43)<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Vgl. Schillers Brief an Körner vom 1. 1. 1792 (J 3, 186).

<sup>12</sup> Christa Bürger (Der Ursprung der bürgerlichen Institution Kunst. Literatursoziologische Untersuchungen zum klassischen Goethe. Frankfurt/M. 1977) spricht in diesem Zusammenhang von einem »Strukturwandel des Mäzenats« (S. 39 ff.), den sie mit der »Illusion einer Reihe aufgeklärter Kleinfürsten« begründet, unabhängig von ihrem sozialen Status und ihren wirklichen Interessen eine »von oben verordnete Beförderung der Humanität zu verwirklichen« (48). Im Falle von Schillers dänischen Gönnern ist demgegenüber eine wirkliche Parteinahme für die Französi-

Die Umkehrung des Ehrerbietungsverhältnisses folgt aus einer Einschätzung des Dichters, die der Programmatik Schillers entspricht: Baggeseu hatte ihn bei seinem Bericht an Reinhold über die Feier in Hellebeck einen der »ersten Erzieher der Menschheit« genannt<sup>13</sup>; wenn der Herzog diese Würdigung aufgreift, dann zeigt sich das Primat des Lesers vor dem Mäzen. Unter dieser Voraussetzung konnte Schiller die Schenkung als die Erfüllung seiner geheimsten Wünsche verstehen<sup>14</sup>, wobei er nicht einmal zuerst an die Wiederherstellung seiner Gesundheit denkt als an die Möglichkeit, sich in Muße mit neuen Gegenständen zu beschäftigen (ohne sich sofort wieder auszusprechen zu müssen) und dadurch »Unabhängigkeit des Geistes« zu gewinnen.

Der Brief an Baggeseu vom 16. 12. 1791 (J 3, 177 f.), in dem er seine Entscheidung mitteilt, hat bezeichnenderweise den Charakter einer Rechtfertigung: die Annahme des Geschenks wird als eine moralische Verpflichtung verstanden, denn »dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenem Maaß von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten«. Folglich erscheint die »sittlich schöne Handlung« der Dänen als ein Werk der »Vorsehung«. Wie in der Vorrede zur *Rheinischen Thalia* schildert Schiller noch einmal den Gang seines Geistes und die Nötigung zu einer gleichsam vorzeitigen Schriftstellerei als Folge der Auflehnung gegen den Zwang einer tyrannischen Erziehung, die freilich zur Folge hatte, daß er, »der Lehre selbst noch bedürftig, (s)ich wider (s)einen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen«

sche Revolution ebenso unbestreitbar wie die spezifische Form eines Mäzenats der Leser. Die Unterstützung des Dichters ist durch das Werk und die in ihm vertretenen Ideen vorgängig vermittelt und versteht sich als eine Wahrnehmung der Interessen des Publikums, das weiterer Aufklärung bedarf. Bezeichnenderweise hat es nie eine persönliche Begegnung Schillers mit dem Augustenburger oder Schimmelmann gegeben.

<sup>13</sup> Vgl. B 51.

<sup>14</sup> Vgl. den Brief an Körner vom 13. 12. 1791 (J 3, 174). In einem Brief an Körner vom 27. 7. 1788 hatte er ein Geschenk von 2000 rth. an Herder »von unbekannter Hand« gerühmt: »Findest Du nicht, daß dieses eine äußerst vortreffliche Handlung ist? Ich bewundere den unbekanntem guten Mann, der eine schöne Handlung an einem so gutgewählten Gegenstand ausgeübt hat.« (25.84) Das Geschenk kam von der Herzogin Louise von Sachsen-Weimar.

mußte. Im Unterschied zu dem früheren Anlaß muß er nun aber ein Versagen des »Souveräns« Publikum konstatieren:

»Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermmaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit.« (J 3, 179)

Erst das Mäzenat ermöglicht es, »den Plan mit mir selbst zu realisieren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichen Stunden vorgezeichnet hat«, erst jetzt wird die »Freiheit des Geistes« möglich, in der die Wirksamkeit des Dichters ganz zu sich selbst kommen kann. Schiller versichert sich und dem Freund, daß er gar keine andere Wahl habe, als das Angebot anzunehmen, zeigt also im Ansatz durchaus jene Empfindlichkeit, die der Schenkungsbrief taktvoll angesprochen hat. Sie ist in dem neuen philosophischen Dichtungsverständnis begründet, das sich seiner Leistung so gewiß ist, daß es durch einen Akt der Gnade nur beleidigt werden kann. Die hier implizierte Kritik gilt dem Publikum und dem Markt, die ihrem Anspruch nicht genügen. Indem aber die Schenkung »alle Empfindlichkeiten schont«, braucht Schiller »diese wichtige Verbesserung (s)einer Umstände durch keinen Kampf mit (sich) selbst erkaufen«.

Entsprechend selbstbewußt ist auch der eigentliche Dankesbrief an den Augustenburger und Schimmelmann vom 19. 12. 1791. Schiller greift die Anregung des Schenkungsbriefes auf, das Verhältnis zu den Gönnern als ein »rein ideales« unter »Weltbürgern« zu verstehen, deren gemeinsamer Zweck die »Beförderung des Guten« ist. Das befreit ihn – im Bewußtsein tiefsten Dankes – von aller Erniedrigung und Beschämung: »Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege« (J 3, 183). Gleichwohl empfindet er die höhere Würde praktizierter Humanität gegenüber deren programmatischen Reflexion: »Sie haben gethan, was ich nur mahlen konnte« [*Fiesko*] (J 3, 184).

Die Möglichkeit des Stipendiums hat Schiller ganz im Sinne seines Selbstverständnisses genutzt: zum intensiven Nachdenken und gründlichen Studium der Ästhetik, was ihn zu dem Versuch einer transzendentalphilosophischen Begründung der Kunst als einer systematischen Weiterführung der Kantischen *Kritik der Urteilskraft* veran-

laßte. Es ist aber bezeichnend und kennzeichnet die sozialpsychologische Situation, daß der erst durch das Mäzenat zu wirklicher Freiheit gelangte Schriftsteller beschließt, die Gönner durch die Übereignung eines Werkes zu ehren. Allerdings handelt es sich dabei noch nicht um ein für die literarische Öffentlichkeit bestimmtes Produkt, sondern um die vorläufige Formulierung von Einsichten, die erst in veränderter Gestalt das Publikum erreichen sollten, was jedoch von Anfang an beabsichtigt war:

»Ich wünschte meine Ideen über die Philosophie des Schönen, ehe ich sie dem Publikum selbst vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen Stückweise zusenden zu dürfen. Diese freiere Form wird dem Vortrage derselben mehr Individualität und Leben, und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurtheilt werde, mir selbst ein höheres Interesse an meiner Materie geben.« (J 3, 250)

Der Gönner wird also mit einer Vorform der öffentlichen Publikation beschenkt, erhält für kurze Zeit den Vorzug eines exklusiven Publikums. Die Briefform bewahrt diese Ambivalenz, indem sie adressatenbezogen ist und die Differenz zwischen Briefempfänger und Publikum sichtbar aufhebt, nicht von vornherein negiert. In den Briefen übereignet der Dichter dem Fürsten das Produkt der Arbeitskraft, die er freigesetzt hat, freilich nur in Gestalt eines Arbeitsmanuskripts, das noch einer weiteren Überarbeitung bedarf, bevor es der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann. Im Brief an Körner vom 20. 6. 1793 bekennt sich Schiller zu einem Kalkül, das der alten Praxis des Mäzenats entspricht:

»An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie correspondire. Ich bin ihm einen öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit schuldig, und weiß, daß er nicht unempfindlich dagegen ist. Außerdem habe ich bei einer solchen Einkleidung den großen Vortheil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichsam Pflicht wird.« (J 3, 317 f.)<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Gegen Christa Bürger (s. Anm. 12, S. 48) ist zu betonen, daß Schiller nicht wirklich »auf die Praxis des Dedizierens zurückgreift«, sondern die Form einer gleichsam doppelten Publikation wählt. Außerdem sind die gebotenen Rücksichten (faßliche Darstellung) zugleich als Einstellung auf ein breiteres Publikum legitimiert. Der Fürst steht hier stellvertretend für den gebildeten Leser.

Allerdings verfährt er dabei selbstbewußt: er dürfte durch Reinhold und Baggesen gewußt haben, daß der Herzog ein Anhänger der populärphilosophischen Glückseligkeitslehre des Leipziger Modephilosophen Ernst Platner war und der Kantischen Philosophie sehr reserviert und in zunehmendem Maße verständnislos gegenüberstand. Das Bekenntnis zur »Revolution in der philosophischen Welt« (J 3, 248)<sup>16</sup> war demnach nichts weniger als Schmeichelei, war vielmehr der Versuch einer aufklärerischen Erziehung, auf die der Herzog mit deutlicher Distanz reagierte. Immerhin ging Schiller nicht so weit, die eigentliche transzendentalphilosophische Begründung seiner Schönheitslehre vorzutragen: er entwickelte sie in den gleichzeitig entstehenden *Kallias-Briefen* für Körner und beschränkte sich in den Briefen an den Augustenburger auf die Darlegung ihrer geschichtsphilosophischen und kulturalanthropologischen Konsequenzen.<sup>17</sup> Als die Briefe beim Brand des Kopenhagener Schlosses vernichtet wurden und der Herzog um Abschriften bat, war Schiller sogar zu einer Geste konventionellster Reverenz gegenüber dem Mäzen bereit:

»Das Verlangen Ew. Durchlaucht, meine verloren gegangene Briefe wieder zu besitzen, ist unendlich schmeichelhaft für mich, und ich werde keine Zeit verlieren, es zu erfüllen. Wie gern wollte ich, wenn meine Lage es erlaubte, meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit entsagen, um mich dem angenehmen Geschäfte, Ihnen meine Gedanken mitzuthemen, ganz und ohne Einschränkung widmen zu können. Alles was ich erforsche oder bilde, sollte in einen Brief an Ew. Durchlaucht eingekleidet seyn, und in Ihrer für Wahrheit und Schönheit so empfänglichen Seele würde ich mit Freuden jede Gestalt meines Geistes und jede Empfindung meines Herzens niederlegen: ein Glück, um welches ich Baggesen oft und oftmals benedict habe.« (J 3, 450 f.)

<sup>16</sup> Vgl. den Brief an Kant vom 1. 3. 1795 (27.153).

<sup>17</sup> Am 12. 9. 1794 schreibt Schiller an Körner über die *Ästhetischen Briefe*: »Meine Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg ... wird unter dem Titel: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen: ein Ganzes ausmachen, und also von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig seyn, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann.« (27. 46) Ein Jahr zuvor hatte er noch an Göschen geschrieben (am 24. 10. 1793): »Was den Kallias betrifft, so wird es mit diesem noch ein gutes Jahr Anstand haben. Ich habe mich nehmlich entschlossen, die Theorie der Schönheit, die der Inhalt davon seyn sollte, in einer Reihe von Briefen an den Prinzen von Augustenburg zu entwickeln.« (J 3, 362). Ähnlich an Körner am 10. 12. 1795 (J 3, 415).

Damit ist das ursprüngliche Verhältnis rhetorisch umgekehrt: die Aristokraten hatten ihr mäzenatisches Angebot in der überständischen Geste von Weltbürgern gemacht, der bürgerliche Schriftsteller spielt hingegen momentan die Rolle des Höflings, der die Aufmerksamkeit des Souveräns nur in dessen »Nebstunden« beanspruchen kann.<sup>18</sup> Natürlich widerspricht ein solches Bekenntnis dem Gehalt der Briefe, es ist der Reflex einer nicht zu leugnenden persönlichen Abhängigkeit, ein Kompromiß in der Form, wo Schiller in der Sache keinen Kompromiß macht, aber eben auch ein wichtiges Indiz für die gesellschaftliche Rolle des Schriftstellers, deren Einschätzung eine wesentliche Voraussetzung der Kunsttheorie ist. Ironischerweise hat Schiller dem Herzog aber gerade jene Bitte nicht erfüllt, die ihn zu der höfischen Geste veranlaßt hatte. Er schickt keine Abschrift der verlorenen Briefe, sondern ein halbes Jahr später die Druckfassung im ersten Heft der *Horen*, also die Version für das Publikum. Der Hinweis auf die Verbesserung<sup>19</sup> ändert nichts daran, daß der Mäzen dadurch wieder zum Leser wird.

Bei der Publikation der *Ästhetischen Briefe* in der endgültigen Werkgestalt hat Schiller dann angemerkt, daß die Schrift auf tatsächlich geschriebenen Briefen beruht, hat aber den Adressaten aus-

<sup>18</sup> Vgl. den Brief an den Herzog vom 4. 3. 1795: »Höhere Angelegenheiten, ich weiß es, als diese litterarischen sind, beschäftigen jetzt Ihre Aufmerksamkeit; aber wenn Ihr Geist, nach wichtigern Geschäften, nach einer Erholung umher blickt, so dürfen sich die Musen Ihnen nahen und Sie finden im Genusse der Wahrheit und der Schönheit ein Vergnügen, das nur den Edelsten aufbehalten ist.« (27. 157) Ähnlich am 9. 6. 1795 (27. 190 f.).

<sup>19</sup> »Als ich im vorigen Jahre damit umgieng, eine Abschrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu besorgen, drangen sich mir so viele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, solche in ihrer ersten Gestalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deßwegen eine Verbeßerung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunsch etwas hervorzubringen, das Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt zu geben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen zu erweitern. ... Möchten Sie, gnädigster Herr, in dieser kleinen Probe mein aufrichtiges Streben nicht verkennen, einer Schrift, die ich an Sie zu richten wage, alle Vollkommenheiten zu ertheilen, die mir erreichbar sind.« (Brief vom 20. 1. 1795, 27.125)

drücklich nicht genannt (»an Wen? tut hier nichts zur Sache«, H 77).<sup>20</sup> Die aus dem unbefriedigenden Funktionieren des entstehenden literarischen Marktes erwachsenden Ansprüche werden also so weit respektiert, wie sie die Freiheit des Schriftstellers nicht einschränken, was freilich eine Haltung der Gönner voraussetzt, die sich von den Erwartungen des höfischen Mäzenatentums schon weit entfernt hat und eine aufgeklärte Liberalität praktiziert. Auf diese Weise wird der Widerspruch überspielt, der in der Programmatik des freien Schriftstellertums liegt: die Erwartung, daß große Kunst und konsequente Aufklärung markt­gängig seien und also auch eine materielle Befreiung des Autors beinhalten, eine Erwartung, die auf einer Idealisierung des Publikums beruhte.<sup>21</sup> Schiller hat die Erfahrung machen müssen, daß ein solches wünschenswertes Publikum angesichts seiner geringen Zahl den Dichter alimentieren mußte, um seine geistige Unabhängigkeit zu gewährleisten, d. h. er mußte gewissermaßen Käufer finden, die bereit waren, mehr als den Marktwert seiner Produktionen zu bezahlen, was den Rückgriff auf eine im Prinzip schon überholte Form des Literaturbetriebs voraussetzte.

Die *Ästhetischen Briefe* hat Schiller »für das Beste erklär(t), was ich je gemacht habe und was ich überhaupt hervorbringen kann« (27.119).<sup>22</sup> Insofern sind die Gönner tatsächlich dadurch geehrt, daß sie den Dichter in die Lage versetzt haben, zu sich selbst zu kommen, was jede sekundäre Rücksicht in der Formulierung seiner Ideen ausschließt. Zugleich ist damit ein bewußter Affront gegen das Publikum verbunden, zu dem Schiller sich bei der Veröffentlichung der überarbeiteten Fassung in den *Horen* in einem Brief an Goethe vom 20. Oktober 1794 ausdrücklich bekennt:

»Mein Debüt in den *Horen* ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bey dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln ... Ich muß gestehen, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht.« (27.67)

<sup>20</sup> Vgl. aber den Brief an den Augustenburger vom 20. 1. 1795, in dem Schiller um die Erlaubnis zu einer Dedikation bittet (27.124).

<sup>21</sup> Im Brief an Garve vom 25. 1. 1795 hat Schiller auf das neue Verhältnis zum Publikum hingewiesen, auf den »Umstand, daß der Schriftsteller gleichsam unsichtbar und aus der Ferne auf einen Leser wirkt« (27.126). Er hatte Garve vergeblich gebeten, diese Veränderung der Kommunikationsform zum Gegenstand einer Untersuchung für die *Horen* zu machen.

<sup>22</sup> Vgl. auch den Brief an Hoven vom 21. 11. 1794 (27.92).

Das bezieht sich vor allem auf das »politische Glaubensbekenntnis« (27.125), von dem in einem Brief an Garve die Rede ist. Gemeint ist die Abrechnung mit dem »politischen Jammer« (27.67) eines Zeitalters, das die Französische Revolution zwar notwendig gemacht, in ihr aber nach Schillers Meinung keine Lösung seiner Probleme gefunden hat, woraus dann ja die Vertagung der politischen Konsequenzen und die Notwendigkeit einer ästhetischen Erziehung gefolgt wird. Dieses Glaubensbekenntnis war in den Briefen an den Augustenburger weit schärfer formuliert als in der endgültigen Fassung:

»Wäre das Faktum wahr, – wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Thätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen.« (J 3, 332)

Ein solches Bekenntnis war gegenüber den aufgeklärten Aristokraten unanständig, da es sich mit deren Überzeugungen deckte, wie denn die anfängliche Begeisterung des Herzogs und Schimmelmanns für die französischen Ereignisse mit Schillers skeptischer Distanz und Gleichgültigkeit kontrastierte. Es ist aber aufschlußreich, daß in der verworfenen Hypothese einer Herstellung wirklicher Freiheit die später so folgenreiche These vom Ende der Kunst schon enthalten ist, denn nichts anderes meint ja die Aufhebung aller ästhetischen Bemühungen in der »Monarchie der Vernunft« als dem vollkommensten aller denkbaren Kunstwerke. Hier wird deutlich, daß das Ende der Kunst als die letzte Konsequenz der aufklärerischen Ästhetik gedacht ist. Für Schiller ergibt sich aus dem Scheitern der Politik dann umgekehrt der emphatische Kunstbegriff einer idealistischen Ästhetik im Zeichen einer als Erziehung gedachten Praxis. Damit greift er aber auf genau jene Vorstellung zurück, in deren Namen die Schenkung begründet war und als Ehrung verstanden werden konnte: der Künstler als Lehrer der Menschheit. Sie erhält in den *Ästhetischen Briefen* nun einen präziseren Sinn. An der entscheidenden Übergangsstelle von der kritischen Kulturanthropologie zur ästhetischen Programmatik im 9. Brief wird deshalb ein Bild des wahren Künst-



lers skizziert.<sup>23</sup> Er ist der Prototyp des ganzen, unentfremdeten Menschen: zwar »Sohn seiner Zeit«, jedoch nicht »ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling«; er lebt in bewußter Distanz zu seiner Welt, einer Distanz, die zugleich kritisch und antizipatorisch ist, denn er nimmt vorweg, was die Menschheit sein könnte und sein sollte. »Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt.« (H 102) Deshalb muß sie sich davor hüten, sich der Gewalt des »politischen Gesetzgebers« zu beugen oder dem »Geist des Zeitalters« zu huldigen. Damit ist nicht zuletzt die Erfahrung der Spannung von tyrannischen Forderungen und anspruchslosem Publikum bezeichnet. Schiller gibt denn auch dem Künstler den Rat, das Urteil der Zeit zu verachten: »Er blickte aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis.« (H 103) Welche Konsequenzen eine solche Haltung haben kann, hat der Dichter nur zu deutlich erfahren.

Auf die Fragwürdigkeit der ästhetischen Versöhnung eines politisch-gesellschaftlich exponierten Widerspruchs brauche ich hier nicht einzugehen<sup>24</sup>, jedoch ist festzuhalten, daß die philosophische Schwäche

<sup>23</sup> Schiller hat bei der Formulierung seines Künstlerbildes an Goethe gedacht: »Sie werden in diesen Briefen Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen.« (27.67) Man wird das freilich nicht als Teil jener »Auratisierung der Künstlerpersönlichkeit« verstehen können, die Christa Bürger (s. Anm. 12, S. 89 ff.) eindrucksvoll beschrieben hat, denn Schiller greift hier auf das Kunst- und Künstlerverständnis seiner frühen Schriften zurück. Überhaupt ist es wohl zu einseitig, die Verlagerung des Interesses vom Kunstwerk auf die Künstlerpersönlichkeit grundsätzlich als Verzicht auf gesellschaftliche Praxis zugunsten einer Verehrung der vollkommenen Einzelpersönlichkeit zu interpretieren (Bürger, besonders S. 109). Schiller versteht den Künstler als das verheißungsvolle Paradigma des unentfremdeten ganzen Menschen, und das ist als Kritik in der Perspektive einer langfristigen Praxis gemeint. Daß das zeitgenössische Künstlerverständnis im Goethe-Kult auch zu jener kritiklosen Auratisierung führt, bleibt davon unberührt, daß der Künstler mit gutem Grund zum Gegenbild menschlicher Entfremdung wird.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu besonders: G. Rohmoser: Zum Problem der ästhetischen Versöhnung. Schiller und Hegel. In: Euphorion 5. 1959. S. 351–366; B. v. Wiese: Das Problem der ästhetischen Versöhnung bei Schiller und Hegel. In: Jb. d. dt. Schiller-Gesellschaft 9. 1965. S. 167–188; K.-H. Volkmann-

des Entwurfs zugleich den Triumph der Kunst und des Künstlers impliziert und insofern Schillers Selbstbewußtsein als Voraussetzung seiner intendierten Wirkung enthält. Da zudem der »ästhetische Staat«, der Freiheit und Gleichheit ausdrücklich, Brüderlichkeit dem Sinne nach impliziert, als regulative Idee gedacht ist, bleibt auch die Perspektive eines Endes der Kunst nicht mehr aktuell. Wenn aber die Antizipation des ästhetischen Staates »in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln« (H 188) unterstellt wird, so konnten sich die dänischen »Weltbürger« durch die Gemeinschaft mit dem Dichter geehrt fühlen.

Aber die Aufwertung des Künstlers als des Sachwalters der Menschheit und der menschlichen Ganzheit in einer Welt, die einer solchen Idee widerstrebt, bleibt doch widersprüchlich. Denn das gerade von Schiller so nachdrücklich vertretene Programm der ästhetischen Autonomie als der Befreiung der Kunst von allen sachfremden Zwängen, der kritische Anspruch des bewußt gesetzten Scheins, entwickelt sich nicht zufällig in der Verbindung mit der Entstehung des literarischen Marktes. Erst die Unabhängigkeit des Künstlers von interessierten Auftraggebern, die bei Schiller – wie sich gezeigt hat – mehr Wunschtraum als Realität war und Realität nur als Folge eines aufgeklärten und zurückhaltenden Mäzenats, schuf einen immerhin vorstellbaren gesellschaftlichen Freiraum für eine schriftstellerische Produktivität, die sich von Ideen und Idealen leiten läßt. Aber wenn der Autor seine Produkte öffentlich zur Diskussion stellt und seine Beziehungen zum Leser mittelbar macht, entsteht, sofern er vom Verkauf seiner Werke leben muß, in Wahrheit doch nur ein Schein von Freiheit. Tatsächlich liefert sich der Künstler den Marktgesetzen aus, dem Marktmechanismus von Angebot und Nachfrage. Er ist also nur so frei, wie es das Publikum durch seine Nachfrage zuläßt, während aber andererseits die Autonomie des Kunstwerks an seine Überführung in

Schluck: Die Kunst und der Mensch. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Frankfurt/M. 1964; D. Henrich: Der Begriff der Schönheit in Schillers Ästhetik. In: Zs. f. philos. Forschung 11. 1957. S. 527 bis 547; E. M. Wilkinson/L. A. Willoughby: Schillers Ästhetische Erziehung des Menschen. Eine Einführung. München 1977; H. Koopmann: »Bestimme Dich aus Dir selbst«. Schiller, die Idee der Autonomie und Kant als problematischer Umweg. In: W. Wittkowsky (Hrsg.): Friedrich Schiller. Ein Symposium. Tübingen 1982. S. 202–219.

die Warenform gebunden ist<sup>25</sup>, denn erst sie entbindet von Rücksichten und Verpflichtungen. Wenn also die Kunst auch auf eigener Gegenständlichkeit, eigenen Verfahrensweisen, eigener Erkenntnisform und eigener, nur durch sie zu erzielenden Wirkung besteht, wie Schiller das ausdrücklich beansprucht, so paßt sie sich doch praktisch – unbewußt und unvermeidlich – den Normen und Zwängen der entstehenden bürgerlichen Gesellschaftsordnung an. Das heißt, in Verbindung mit dem Autonomie-Anspruch vollzieht sie ihrerseits den Prozeß einer Spezialisierung, durch den zwar ein eigener Bereich ästhetischer Funktionen entsteht, zugleich aber der Bezug zum gesellschaftlichen Ganzen eingeschränkt wird. Es ist charakteristisch, daß Schiller in den *Ästhetischen Briefen* Totalität fordert, sie aber vorerst nur im Bereich des ästhetischen Scheins und in ausdrücklicher Ablösung von der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu denken vermag. Was sich als Befreiung versteht, ist in Wahrheit Mitvollzug der universalen Entfremdung, die sich in der Trennung der Funktionen und in der Spezialisierung der Tätigkeiten in der arbeitsteiligen Gesellschaft vollzieht. Schiller hat diesen Prozeß ja im ersten Teil der *Ästhetischen Briefe* klar und mit einer für seine Zeit einzigartigen Hellsicht beschrieben. Was er nicht sah und wohl auch nicht sehen konnte, ist die Verbindlichkeit dieses Modells auch für die sich als autonom verstehende Kunst. Der Künstler wird seit dem Ende der Aufklärung in zunehmendem Maße Spezialist einer Kunstpraxis, die sich die Gesellschaft nur noch leistet, ohne sich von ihr bestimmen zu lassen. Der Preis der Autonomie scheint die gesellschaftliche Ohnmacht der Kunst zu sein. Verdinglichung des Kunstwerks zur Ware. Eingang des Künstlers in die Spezialisierung einer arbeitsteiligen Organisation der Bedürfnisbefriedigung und Verlust einer unmittelbaren Wirksamkeit der Kunst sind also die objektive Kehrseite der Aufwertung des Ästhetischen in der Theorie des Idealismus. Diese Ambivalenz ist implizit in Schillers *Ästhetischen Briefen* schon er-

<sup>25</sup> Zum Problem der ästhetischen Autonomie vgl. besonders: R.-P. Janz: Autonomie und soziale Funktion der Kunst. Studien zur Ästhetik von Schiller und Novalis. Stuttgart 1973; H. Freier: Ästhetik und Autonomie. Ein Beitrag zur idealistischen Entfremdungsästhetik. In: B. Lutz (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften Bd. 5: Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800. Stuttgart 1974. S. 329–454; Peter Bürger: Theorie der Avantgarde. Frankfurt/M. 1974.

kennbar, nicht zuletzt in der fehlenden Vermittlung von politischem Bekenntnis und Kunsttheorie. Gerade die ausgesparte Konsequenz läßt aber eine Fortschreibung der zutreffend erkannten Verdinglichungs- und Entfremdungsprozesse auf die Theorie des ästhetischen Scheins zu.